



Ein hessischer Western mit schwarzem Humor

NEU-ANSPACH Jagd auf einen Problembären: Im 19. Jahrhundert und in den historischen Kulissen des Hessenparks angesiedelt, spielt der Film „Bärenjagen“ auf Aktuelles an.

Von Jens Balkenborg

Deutschland und seine Bären. 2006 wurde Bruno, der erste Braunbär, den es seit 170 Jahren nach Bayern verschlagen hat, zum „Problembären“ stilisiert und zum Abschuss freigegeben – heute steht er ausgestopft im Münchner Museum Mensch und Natur. Sein Vorfahre, der letzte wild lebende Bär Deutschlands, wurde 1835 im oberbayerischen Ruhpolding erlegt – nicht in Hessen!

Letzteres braucht man nicht zu wissen, um zu merken, dass uns Regisseur Peter Meister mit seiner schwarzen Komödie „Bärenjagen“ einen gehörigen Bären aufbinden will. „Laut Bericht des Hessischen Anzeigers aus dem Jahr 1834 ist dies eine wahre Geschichte“ steht da zu Filmbeginn und das ist nur konsequent für diesen hessischen Western, der mit seiner herrlich irrsinnigen und dabei irrsinnig gegenwärtigen Geschichte aus dem 19. Jahrhundert in die Gegenwart grätscht. Ein Bär ist auch das Zentrum von „Bärenjagen“, ein mehr metaphorischer denn tatsächlicher allerdings.

„Wem gehört die Hand?“, fragt die Gendarmerie, als mal wieder Menschen-teile auf einem Feld gefunden werden. Weil Rudolf Hünfeld (Bernhard Schütz), Major der Landesgendarmerie, nicht wirklich an der Aufklärung der vielen Todesfälle in letzter Zeit interessiert ist, lässt der im Hessischen Landboten ein hohes Kopfgeld auf den letzten Bären

ausschreiben, dem er die Morde in die Schuhe schieben will. Auf die Frage, ob er gut recherchiert habe, antwortet Gustav (Christopher Schärf), Herausgeber des Landboten: „Natürlich hab’ ich nicht recherchiert!“

Hünfeld trauert seiner Ex nach, der ehemaligen Prostituierten Agnes (Pheline Roggan). Die ist mit Drucker Heinrich (David Scheid) verbandelt, der wiederum eine Affäre mit Minna (Aenne Schwarz) pflegt, der Frau seines Bruders Gustav. Weil Heinrich mit Minna nach Amerika durchbrennen will, geht er auf Bärenjagd – im Schleptau hat er, unfreiwillig, Gustav. Letzterer ist auch durch seine penetrante Offenheit ein schräges Anhängsel. Er erzählt, dass er auf der Straße bei jeder Frau überlegt, ob er sie beschlafen würde und er eigentlich jede nehmen würde: „Ich frag mich, ob Gott uns so wollte?“ Es dauert nicht lange, da bricht im Wald eine regelrechte Jagdhysterie los auf den Bären, den niemand bisher gesehen hat.

In der von Umwälzungen geprägten Epoche des Vormärz siedelt Meister eine Parabel auf unsere Gegenwart an. „Ich glaube, dass heutzutage Fake News zu den zentralen Themen unserer Zeit gehören und dass sie die Politik maßgeblich beein-

flussen“, meint der Regisseur. Seine Motivation, den Stoff zu verfilmen, begründet er mit seinem Interesse an Geschichten, die in einem realistischen Setting angesiedelt sind und einen gewissen Grad an Skurrilität und Absurdität mitbringen. „Man kann ja fast keine Satire mehr machen, weil die Realität die Satire eingeholt hat“ meint Meister und betont, dass wir im Zeitalter der Postsatire lebten.

Seinen Bezug zu Hessen bringt Meister von Haus aus mit. Er wurde 1987 in Bonn geboren, wuchs dann aber im südhessischen Bensheim auf, wo er zur Schule ging und seinen Zivildienst ableistete, bevor er zum Studium der Filmwissenschaft, Literatur und Philosophie nach Mainz zog. Auch wenn er sein Büro in der alten Heimat aufgelöst habe, sei er der Stadt, wie er erzählt, bis heute sehr verbunden. Meister arbeitete als Regieassistent und Aufnahmeleiter und konnte mit seinem Langfilmdebüt, der skurrilen Gaunerklamotte „Das schwarze Quadrat“, bei den Internationalen Hofer Filmtagen 2021 den Kritikerpreis und den Förderpreis „Neues Deutsches Kino“ als bester Film gewinnen.

Für seinen zweiten Film „Bärenjagen“ sei sein Bezug zu Hessen essenziell gewesen. „Wir haben einen historischen Film mit wenig Budget gedreht, da waren meine Ortskenntnisse und der Hessenpark als Kulisse die besten Voraussetzungen“, erzählt Meister. Ebendort, im Hessenpark, feiert sein Film am 11. August Pre-

Fake News im Vormärz:
Gustav (Christopher Schärf, Bild oben, Mitte), ist als Herausgeber des Hessischen Landboten an Recherche nicht interessiert, die bedrängte Agnes (Pheline Roggan) zieht es mit ihrem Sohn Jakob (Hannes Linder) in den Wald.
Foto JanaKay_FrisbeeFilms

miere, bevor er, später als zunächst geplant, Anfang 2027 in den deutschen Kinos startet. Die Dreharbeiten seien besonders gewesen, weil er die Kompassen mit Freunden und Verwandten besetzt habe. „Das ist mein persönlichster Film, in vielen Szenen kommen Familienmitglieder oder Freunde um die Ecke“, freut sich der Regisseur.

Mit einem fantastisch aufgelegten Ensemble erzählt Meister von der, wie er selbst nennt, „Jagd nach einem Phantom“ und entlarvt dabei die Mechanismen, die aus dem Phantom die Hysterie losbrechen lassen. Da jagen die Typen und später auch Frauen mit Flinten und Bärenfallen durch das Dickicht des deutschen Waldes, heben Gruben aus und schießen sich, manche aus Versehen, manche mit vollem Kalkül, gegenseitig über den Haufen. Dass die Frauen hier mehr verstehen als die Männer und in keineswegs konservativ-historisierten Rollen auftauchen, gibt dem Film auch eine feministische Schlagseite, ein geschlechterübergreifen-

des, ins absurde kippendes Western-Shootout inklusive.

„Bärenjagen“ ist eine Komödie, die ihre Galligkeit nicht vor sich herträgt, im Kern doch ziemlich bitter ist. Minna will unbedingt nach Amerika, weil sie dort Freiheit und einen Neuanfang mit Heinrich erwartet. Letzterer wiederum argumentiert gegenüber seinem die Monarchie liebenden Bruder, dass er für Demokratie wie in Amerika sei – man möchte mit Blick auf die aktuellen Entwicklungen zum Schreien in den Keller gehen. Es habe damals tatsächlich einige gegeben, erzählt Meister, die vor der Aristokratie ins potentiell demokratischere Amerika geflohen seien. Für seinen Film habe es sich einfach angeboten, diese Utopie eines demokratischen Amerikas im Jahr 2026 aufzugreifen.

Auch das Ende ist zum Schießen und Weinen zugleich, wenn Wolfram Koch in seiner herrlichen Rolle als Oberst einen Leichenhaufen im Wald begutachtet und weiter den Bären jagen lässt. In Meisters Worten: „Was bleibt, sind die Fake News.“

BÄRENJAGEN,

Open-Air-Preview am 11. August auf dem historischen Marktplatz im Hessenpark, Neu-Anspach, Einlass von 19 Uhr an; um 19.30 Uhr beginnt ein Rundgang zu den Drehorten im Museum.



Zyklen

Von Guido Holze

Was beim Kegeln helle Begeisterung auslöst, kann bei Konzertgängern zu geplagtem Stöhnen führen. Wenn der Ruf „Alle neune!“ ertönt, bedeutet das in der Regel, dass ein Konzertveranstalter, Dirigent oder Orchestermanager sich wieder einmal bemüht fühlt, alle neun Sinfonien von Beethoven, Bruckner oder Mahler zur Aufführung zu bringen. Was für weniger erfahrene Klassikfreunde eine schöne Möglichkeit ist, einen Überblick zu gewinnen, kann für Routiniers auf Dauer fade sein. Solche meist auf mehrere Spielzeiten hinweg angelegten, seltener auch komprimiert gebotenen Zyklen mit gängigen Werken bekannter Komponisten sind in gewisser Hinsicht Musterbeispiele für die oft beklagte Beschränkung auf das Kernrepertoire.

Denn es kehren auch sonst immer die gleichen Gattungsbeiträge wieder. Besonders beliebt sind etwa bei Mozart die fünf Violinkonzerte oder bei Beethoven die fünf Klavierkonzerte, 32 Klaviersonaten, zehn Violinsonaten und 16 Streichquartette. Im Beethoven-Jahr 2027, zum 200. Todestag des Komponisten, stellt etwa das Frankfurter Aris-Quartett in der Kammermusikreihe der Museums-Gesellschaft in der Alten Oper seinen auf zwei Spielzeiten und sechs Konzerte angelegten Zyklus mit sämtlichen Quartetten vor.

Natürlich haben solche Gesamt-schauen vieles für sich, zumal in der im Beispiel zu erwartenden niveau-vollen Form. Gerade bei Beethoven lassen sich so Entwicklungen nachvollziehen: von den klassischen Anfängen im Stile Mozarts oder Haydns hin zu den Spätwerken, die alles Gewohnte hinter sich lassen weit in die Romantik hinein führen.

Das kann man durchaus als Bildungsglück erleben. Zugleich zwingt ein Zyklus dazu, nicht nur die berühmten Gipfel zu bewundern. Auch Täler gilt es zu durchwandern. Vielen Interpreten erscheint diese umfassende Sicht geradezu essenziell. Verständlich, dass sie die Zuhörer an dieser für sie wichtigen Arbeit teilhaben lassen wollen. Nur: Vollständigkeitswahn und Musikhören oder Musikmachen nach dem Prinzip des Abhakens dürfen nie das Resultat sein.

In Erinnerung geblieben ist in diesem Zusammenhang ein lange zurückliegendes Konzerterlebnis mit hohem Symbolwert. Der Pianist Konstantin Lifschitz führte über Jahre hinweg beim Rheingau Musik Festival sehr eindrucksvoll Bachs gesamtes Klavierwerk auf. Ganz am Ende des ersten Bands des „Wohltemperierten Klaviers“ geriet er in der genialen h-Moll-Fuge BWV 869 an wiederkehrender Stelle beim Auswendigspielen in eine Endlosschleife. Er musste abtreten und die Noten holen. Die Erkenntnis war stark: Mit Bach und so hochwertiger Musik wird man nie fertig, weder als Hörer noch als Interpret.

Der Schwung, mit dem sich die beiden silbrigen Linien in den azurblauen Himmel schreiben, ist perfekt. Als ob zwei offene Lassos in der Luft verharren, schimmern die gebogenen Stahlstäbe im Sonnenlicht. „Himmelsstürmer“ hat Jürgen Heinz seinen Beitrag zum diesjährigen Skulpturenpark Mörfelden genannt. Dass man den Namen des Darmstädter Metallbildhauers vor allem mit kinetischen Objekten verbindet, versteht man bei diesem Anblick sofort. Das filigrane Werk scheint eine so elegante wie kraftvolle Bewegung einzufrieren und unterhöhlt damit zugleich das Image der Bildhauerei als eine schwere und geschlossene Kunstform.

Für die 28. Auflage der jährlichen Freiluftausstellung auf der Grünanlage neben dem Mörfelder Bürgerhaus kamen zwölf von 43 Bewerberinnen und Bewerbern zum Zuge, die dort nun teilweise zum wiederholten Male vertreten sind. Naturgemäß sind ihre Skulpturen, Objekte und Installationen von unterschiedlichster Machart, fügen sich dabei aber zu einem offenen und einladenden Arrangement.

Nicole Fehling transformiert Bildhauerei ins Zeichnerische und hat dies mit Jürgen Heinz gemeinsam. Dass beide Werke in Sichtweite zueinander platziert wurden, passt auch insofern, als auf diese Weise die grundlegenden Unterschiede zwischen beiden Positionen offenbar werden. „Raumzeichnung aus Metall“ lautet der beschreibende Titel von Fehlings Arbeit, deren strenge Geometrie mit der freien Linie des poe-

Himmelssturm auf roten Stiletto

MÖRFELDEN-WALLDORF Der 28. Skulpturenpark zeigt überwiegend abstrakte Kunst, aber nicht nur.

tischen „Himmelsstürmers“ kontrastiert. Dafür hat die in Wiesbaden beheimatete Künstlerin die Form eines Pappkartons auf seine Falt- und Nahtlinien reduziert, was wiederum an ein Architekturskelett denken lässt.

Indes hat Katrin Paul Packpapier mit Flatterband an einem Baumstamm befestigt. Trotz der Baustellen-Ästhetik wirkt die Intervention, von der es an anderer Stelle noch eine auffällige Version mit Poolnudeln gibt, wie ein improvisierter Verband und gerade so, als wollte die Frankfurter Künstlerin das Holz, das einem Baum für die Herstellung des Papiers genommen wurde, seinem Artgenossen wieder zurückgeben.

Auf junge Positionen fiel die Wahl der Jury diesmal nicht. Der Benjamin unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ist der 1978 in Alma-Ata geborene und heute in Langen lebende Arthur Kunz, der einen fröhlich bunten, ein wenig windschiefen Torbogen zum Skulpturenpark beisteuert und der traditionellen Übergangsmetapher damit eine unkonventionelle Form gibt. Seine Skulptur, für die er tatsächlich eigene Werke recycelt hat, formuliert ein explizites soziales Anliegen. So führen QR-Codes zu vier Kurzgeschichten, in denen der

Künstler seine langjährige Tätigkeit in einem Altenheim reflektiert.

Klassische Skulptur kommt von Kurt Grimm aus Würzburg, dessen Eisenbänder an das Modell einer Doppelhelix erinnern, genau genommen aber eine

Fünffach-Spirale bilden, sowie von Dieter Oehm aus Bad Vilbel, dessen orange gefasste, „Turm-Raum-Fuge“ betitelte Holzstele das komplementäre Blau des Himmels wunderbar ergänzt. Von Reiner Schlestein stammen acht gläserne Ringe,

die sehr ästhetisch auf dem Parkrasen umherzurollen scheinen. Im Sonnenlicht entfalten sie ihre volle Wirkung.

Zu den gegenständlichen Ausnahmen unter den mehrheitlich abstrakten Ausstellungsstücken gehört zunächst die künstlerisch am Theater Frankfurt sozialisierte Ingrid Honneth, die drei gut mannshohe weiße Vogelfedern aus Epoxid-Kunststoff geschaffen hat. So sind die Kunstwerke sehr viel größer und widerstandsfähiger als ihr natürliches Vorbild. Auch dass die Künstlerin sie senkrecht aufgereiht hat wie Stelen und entfernte Assoziationen an die menschliche Figur weckt, unterläuft den realistischen Eindruck.

Einem ganz anderen Sujet widmet sich der Bielefelder Künstler Heiner Meier, dessen Werktitel sagt, was man sieht: „Red Stiletto“. Den Begriff muss man allerdings im Plural denken. So türmen sich die signalroten Silhouetten edler Damenpumps zur dreidimensionalen Pop-Art-Skulptur, die zu den Hinguckern der Schau gehört.

Angela Hiß hat gewissermaßen einen Baumstamm im Park ausgerollt und eine angesichts des robusten Ausgangsobjekts überraschend zarte Installation geschaffen. Tatsächlich zerbrechlich ist dagegen



Begehrbar: die Skulptur „Cosmic Interdependency“ von Jana Hartmann

Foto Emil Eichinger